

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 136 (1857)

Artikel: Der Dorfarzt
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ich hab' schon einen.“

Kürzlich verheirathete sich eine in Diensten eines Kaufmanns in Mannheim gestandene Magd, welche ihres langen und untadelhaften Dienstes halber bei der letzten Preisvertheilung an würdige Dienstboten einen Preis erhalten hatte. Die Frau des Kaufmanns sah sich nun zu der Wahl einer neuen Magd genöthigt und hielt der neu eingetretenen Magd bei ihrem Dienstantritt folgende Ermahnungsrede: „Seid recht ordentlich und fangt keine Laſerei (Liebschaft) an, denn die leide ich nicht. Wenn Ihr recht ordentlich seid, könnet Ihr je den 2. Sonntag Nachmittags einige Stunden für Euch haben und Jahre lang bei mir bleiben und dann am Ende auch, wie die Anna, einen Preis bekommen. „Ich hab' schon einen“ — erwiederte die Magd ganz treuherzig — „er wird nächstens Korporal.“

Das retournirte Lotterielooſ.

Ein arbeitscheuer St. Galler trieb unter Anderm auch das Geschäft eines Lotteriekollekteurs. Kurz nachdem er eine Person wegen ihres aus ein paar Tausend Franken bestehenden Vermögens geheirathet hatte, erhielt er von den auf gut Glück versandten und angepriesenen Lotterielooſen eines mit folgendem treffenden Denkfzettel zurück:

Goldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern freien
Und Schätze graben, frommet nie,
Wird Manchen noch gereuen.
Mein Sprüchlein heiſt:
„Auf Gott vertrau'!
„Arbeite brav, und leb' genau!“

Die gute Partie.

Weiſt Du, daß der reiche Hauſteufel (allgemeiner Namen einer sehr reichen, aber sehr bösen Wittwe) heute gestorben ist? „Ja, das wäre gestern doch eine gute Partie gewesen.“

Der Dorfarzt.

Eine Räuber- und Weihnachtsgeschichte.

Drüben im Hechingischen liegt, hart an der württembergischen Grenze gegen Balingen zu, ein kleines Dorf mitten in Waldgebirge. Der Namen thut nichts zur Sache, denn es ist nicht das Dorf, von dem wir erzählen wollen, son-

dern das kleine Häuschen, das etwa eine Viertelstunde davon entfernt liegt. Drin wohnte Andres der Köhler mit seinem jungen Weibe Marie und dem kleinen Andres, das war sein einziges Kind, ein hübscher Bube, acht Jahre alt, wie der Vater starb. Wie nämlich der Kriegslärm Anno neunundvierzig durch Deutschland ging, hatte Andres zu seinem Weibe gesagt: „Frau, das ist eine große, gewaltige Zeit, die über das Land gekommen ist, da soll Keiner daheim bleiben. Es geht ohnehin die Rede, der Fürst wolle Land und Leute für viele tausend Thaler Geld jährlich an den König von Preußen verhandeln, wie wohl Einer seine Wirthschaft mit allem Vieh und was darauf ist, verkauft; sollen wir aber unsern Herrn wechseln, so ist es am besten, wir versuchen es einmal mit der Republik, wie unsre Nachbarn drüben im Schweizerlande, die haben sich noch immer wohl dabei befunden.“ — Die Marie hatte nun zwar alles Mögliche dagegen einzuwenden, aber Andres blieb fest und nahm herzlichen Abschied. Dem Buben sagte er, er möge gut und brav werden und der Mutter in allen Stücken gehorsam sein, wenn der liebe Gott es so füge, daß er längere Zeit ausbleiben sollte. — Und in der That, er ist richtig ausgeblieben, denn die Preußen haben ihn todgeschossen. Wie die arme Marie das hörte, fiel sie in eine schwere Krankheit, denn sie hatte ihren Mann sehr lieb gehabt, und nur mit Mühe und nach hartem Krankenlager ist sie wieder genesen. Das war Alles im Jahre neunundvierzig, und es sind in diesem Jahre viele Familien gewesen, denen es um kein Haar breit besser gegangen ist; die arme Marie aber war ganz besonders schlimm dran, denn sie hatte mit Andres nicht nur den Mann ihres Herzens, sondern auch ihren und des Kindes Ernährer verloren; die Krankheit hatte ihre mühseligen Ersparnisse aufgezehrt, und wenn sie auch gleich, wie sie nur einigermaßen wieder zu Kräften gekommen, sich nach Arbeit umgethan hatte, war sie doch nicht ohne Sorge, wie es den Winter über gehen würde, zumal da sie in der Gegend gar Niemand besaß, der sich ihrer angenommen hätte.

So war die Weihnachtszeit herangekommen, und es war grade am Nachmittage des Christabends, als Marie nachdenklich in einer Ecke

ihres kleinen Stübchens saß. Sie dachte daran, wie sie gerade vor einem Jahr um dieselbe Zeit munteren Herzens mit dem Andres in die Stadt hineingegangen war, eine Weihnachtsbescherung für den kleinen Andres zu kaufen. Sie war damals so glücklich gewesen, und jetzt — wie hatte sich das Alles geändert! Gar gern hätte sie dem armen Knaben auch dies Mal wieder eine Weihnachtsfreude gemacht, einen Christbaum mit Lichter darauf, — und ein Paar neue Stiefel war dem Kleinen so nothwendig, wie das liebe Brod. Aber sie mochte die drei Gulden in ihrer Schublade umwenden, so viel sie wollte, es wurden ihrer nicht mehr, und doch war das der letzte Rest ihres Geldes, und sie wußte nicht, wann sie wieder etwas zu verdienen haben werde. — Endlich schob sie den Kasten wieder zu, und während sie den Kopf in die Hand stützte, rannen ihr die heißen Thränen über das bleiche, abgehärmte Gesicht. Die arme Marie nahm den Knaben auf ihren Schooß, und während sie so kummervoll dreinschaute, hörte sie es gar nicht, wie draußen auf dem Schnee knisternde Tritte hörbar wurden, sie sah es nicht, wie ein bleiches Gesicht mit wildem Haar und Bart durch das Fenster hereinschaute, und erst, als sich rasch die Thür öffnete und der Besitzer des unheimlichen Gesichtes, ein langer, hagerer Mann, auf der Schwelle erschien, stieß sie einen lauten Angstschrei aus und sprang auf, während sich der kleine Andres voll Schrecken hinter der Mutter verbarg. Und sie hatten Beide wohl Ursache, über den unvermutheten Besuch zu erschrecken. Der Fremde hatte nicht das beste Aussehen; er trug Hosen und Kittel von grauer Leinwand, wie die Sträflinge in den Zuchthäusern, dazu einen mächtigen Knüttel. „Frau,“ sagte der Fremde mit rauher Stimme, „ich habe Hunger, gebt mir etwas zu essen; ich habe keinen Kreuzer in der Tasche, Ihr müßt mir Geld geben, daß ich weiter fort kann, auch einen Rock, daß ich den Kittel hier wegwerfen kann.“ „Um Gottes Willen, Ihr werdet eine arme Wittwe nicht berauben wollen,“ versetzte Marie. In ihrer Herzensangst hatte sie da wohl das Schlechteste gesagt, was sie überhaupt sagen konnte, denn wie der Mann hörte, daß sie Wittwe sei, schien er erst recht Muth zu fassen und sagte: „Ich will Euch nicht berauben, Frau,

gewiß nicht; aber Ihr seht wohl, daß ich das haben muß, um was ich Euch gebeten, und daß es Eure Christenpflicht ist, mir's zu geben; nicht wahr, das seht Ihr ein?“ Diese Worte klangen so weit noch ganz manierlich, aber während er so sprach, machte der fremde, unheimliche Kerl eine so drohende Bewegung mit seinem Stock, daß die arme Marie laut aufschrie und sagte, er möge doch nur Erbarmen mit ihr haben um des Knaben willen, der sonst an ihr seine letzte Stütze verlöre; sie wolle ihm gern Alles geben, was sie habe. „Nein,“ versetzte der Mann, aber immer noch wild und drohend, „ich will nicht Alles haben, was Ihr besitzt, sonst würde es mir nicht darauf ankommen, es Euch mit Gewalt zu nehmen. Aber gebt mir, um was ich gebeten habe, Ihr könnt versichert sein, ich brauche es nothwendiger als Ihr, und wenn Ihr auch noch so arm seid. Aber macht schnell damit, hört Ihr wohl, sonst dürste es zu unserm beiderseitigen Schaden sein.“ Die arme Frau sah ein, daß solchem Burschen gegenüber nichts zu machen sei, als sich zu fügen, und so ging sie zitternd zu dem Kasten, nahm ein Brod heraus, und aus einem andern Schrank einen Rock ihres seligen Mannes, denn sie dachte, wenn der Mensch Gewalt braucht, nimmt er dir zuletzt Alles; aber das baare Geld ging ihr gar schwer an, und erst als der Räuber sie in barschem Tone nochmals daran erinnerte, zog sie die Schublade heraus, nahm einen Gulden und sagte, er möge Mitleid mit ihr haben, es seien zwar noch zwei Gulden vorhanden, aber sie müsse so lange mit ihrem Kinde davon leben, bis sie wieder Arbeit gefunden. „Schon gut, schon gut!“ sagte der wilde, unheimliche Gast, „gebt nur her und behaltet das Uebrige.“ Und dabei griff er gierig nach dem Brode, dem Rock und dem Guldenstück. Dann fragte er, wie die nächste Stadt heiße, und nach Mariens Tauf- und Geschlechtsnamen. Sie nannte ihm Beides. — „Ich dank' Euch für Eure Güte, Frau Andres,“ versetzte er da; aber seine Worte klangen ihr wie bitterer Spott und Hohn, denn wo Einer mit Gewalt nimmt, hat er nichts zu danken, und offenbar war es doch nur Gewalt, der sie gewichen war; „und nun thut mir und Euch die Liebe und bleibt ruhig hier in Eurem Stübchen sitzen, wenigstens eine Stunde lang,

hört Ihr. Es sind noch mehr draußen, die Eure Thür scharf im Auge behalten werden. Nicht wahr, Ihr werdet mir das versprechen?“ Sie gab ihm zitternd ihre Zusage. „Und nun gehabt Euch wohl!“ sagte er, und verließ die Stube. Gleich nachher sah ihn Marie durch das Fenster, wie er sich in den Wald hinein schlug und dabei gierig in das Brod hineinbiß, welches sie ihm gegeben. Er mochte wohl lange nichts gegessen haben. Die arme Beraubte hatte allerdings daran gedacht, wenn der Landstreicher sich entfernt habe, eiligst in das Dorf zu laufen und die Sache anzuzeigen, vielleicht daß man den Burschen erwische und sie wieder zu dem Ihrigen käme, denn der Kock, den sie ihm gegeben, war noch so gut wie neu, und daß seine Kameraden draußen lauerten, hielt sie doch nur für eine bloße Drohung. Aber wie sie sah, daß er so in das trockene, harte Brod hineinbiß, überkam sie Mitleid mit dem armen Menschen, und sie dachte, wie furchtbar es sein müsse, bei solchem Wetter draußen im Walde zu hungern und nicht einmal in eine Stadt oder in ein Dorf hinein zu dürfen, um etwas Obdach und Nahrung zu erbetteln.

Der Schrecken und die Aufregung hatte sie so heftig angegriffen, daß sie lange Zeit brauchte, sich wieder zu erholen. Das war ein trauriges Weihnachtsfest für die arme Frau. Sie glaubte nicht, daß es noch schlimmer kommen könne, und das war ihr einziger Trost, freilich ein trauriger.

Aber auch dieser Trost wollte sich nicht als wahr beweisen; es kam doch noch schlimmer. Wieder war ein langes Jahr vorübergegangen und Weihnacht vor der Thür, aber in der kleinen Waldhütte sah es trübsehtiger aus, als jemals zuvor. Glend hatte das arme Weib sich den Sommer über durchgebracht; wie der Herbst herankam, fing der kleine Andres, der schon immer mager und blaß ausgesehen, an, zu kränkeln. Es wurde immer schlechter mit ihm, und der Armenarzt in Hechingen, der zwar etwas verschrieben hatte, zuckte die Achseln und sagte zu der trostlosen Mutter, das Kind würde wohl das Frühjahr nicht wieder erleben. Und die Prophezeiung schien nur allzu gut in Erfüllung gehen zu wollen. Der Knabe schwand von Tag zu Tag mehr hin und saß viele Stunden lang

still und trübsehtig in der Ecke am Ofen. So kam wieder Weihnacht heran. — Zu dem Arzte in Hechingen hatte Marie kein großes Zutrauen, oder wünschte wenigstens einen andern Doktor zu fragen, ob denn alle Hoffnung vergeblich sei; aber das kostete Geld, und sie hatte keins. Sie spann zwar daheim für Geld, daß sie den kranken Knaben nicht zu verlassen brauchte; aber was brachte das ein! — Nun hatten ihr die Leute im Dorfe gesagt, drüben im Württembergischen sei ein Doktor, keiner von den großen Herren, sondern ein schlichter Bauerndoktor, der gleichwohl geschickt und kundig sei, die Ursachen der Krankheiten zu erkennen und ihnen zu helfen; auch habe er schon manchem Armen ein Rezept geschrieben und sei mit dem bloßen „Vergelt's Euch Gott!“ zufrieden gewesen. Zu dem sollte die Marie einmal mit dem kranken Knaben hingehen. Die arme Mutter ließ sich das nicht zweimal sagen, und es war grade am Tage vor Weihnachten, als sie sich noch Vormittags aufmachte, den Doktor zu besuchen, denn es war drei Stunden bis dahin, und sie mußte den kleinen Andres fast den ganzen Weg über tragen. Aber was trägt und duldet die Mutterliebe nicht! — Und so schritt sie, den Knaben und sich in den alten Mantel gewickelt, der ihr noch aus bessern Zeiten übriggeblieben, rüstig vorwärts; aber trotzdem war es doch schon längst Mittag vorüber, als sie endlich das gehäbige Haus des Doktors erreichte. Mit zitternder Hand öffnete sie die Thür. Es war ihr bange, sie könnte zuletzt den weiten Weg vergeblich gemacht haben, der Doktor sei vielleicht nicht zu Haus, oder wenn er daheim, so würde er sie am Ende doch nicht vorlassen, wenn er ihren ärmlichen Aufzug sehe. — Aber es ging anders, als sie vermuthet. Statt einer statilich gekleideten Doktorsfrau, die sie hochmüthig vom Kopf bis zum Fuß beschaute, gab es da ein niedliches Mädchen, auch gar nicht vornehm gekleidet; die kam heraus und fragte nach ihrem Begehre und führte sie dann in die Stube hinein, indem sie sagte: „Hier, Großvater, ist eine arme Frau mit ihrem kranken Sohn, den sollst du gesund machen.“ — Das klang so hübsch und so zutraulich, daß die arme Marie allgemach wieder Muth faßte. Der alte Doktor, in einem großen Buche lesend, sah die Eintretende

durch seine Brille mit einem so gutmüthigen und wohlwollenden Gesichte an, daß Marie ihr ganzes Zutrauen wieder fand und zu sich sagte: „Das ist der Mann, der dem kleinen Andres helfen kann, sonst keiner.“ — Auf des Doktors Zureden nahm sie auch den Mantel ab, dann setzte sie sich auf einen Stuhl nieder.

Da saß sie nun, den kleinen Andres auf dem Schooße, der trübselig dreinblickte mit dem kranken Gesichte, und erzählte dem Doktor die Krankheitsgeschichte des Kindes. Wie sie damit fertig war, stand der Doktor auf, des Kleinen Puls und Zunge zu visitiren, während Marie ängstlich an seinem Blicke hing, als wolle sie schon im voraus das Resultat der Untersuchung herauslesen. „Es wird sich schon bessern, habt keine Sorge, liebe Frau,“ sagte er, „ich will Euch einen Trank zurecht machen, der ihm gut thun soll; aber damit ist allerdings noch nicht geholfen. Das andere Rezept, das ich Euch verschreibe, müßt Ihr selbst zurecht machen, nämlich alle Tage eine ordentliche, kräftige Suppe von Kalbfleisch für den Knaben, auch dann und wann ein Huhn oder so dergleichen, daß der Junge wieder zu Kräften kommt.“ — Wie der Doktor das sagte, konnte die arme Marie ihre Thränen nicht zurückhalten; woher sollte sie bei ihrer Armuth diese Medizin nehmen, die der Doktor ihr da verschrieb, und endlich sagte sie's grade heraus, sie habe allerdings auch schon gefürchtet, es möchte die schlechte Nahrung an des Knaben Krankheit Schuld sein, aber sie könne nichts dafür, wenn sie ihm keine gute Kost geben könne. Der Doktor, der eben eine Büchse von seinem Schrank heruntergelangt hatte, die Arznei für das Kind zu bereiten, wendete sich um und sah ihr freundlich in das hübsche, aber abgehärmte Gesicht. — „Nun, nun,“ sagte er, „seid Ihr denn wirklich so übel dran, liebe Frau; was ist denn mit Eurem Mann, kann der denn nichts verdienen? . . . Setzt Euch noch einmal . . . so . . . und erzählt mir Eure Geschichte hübsch von der Leber weg.“ — Die Marie gehorchte zwar, aber sie hatte nicht wenig Angst, der Herr Doktor, so freundlich und wohlwollend er auch ausah, möchte ihr zuletzt gram werden, wenn er höre, daß ihr Mann auch unter die badi-schen Demokraten gegangen und dort todgeschos-

sen worden sei, und ihr sagen, das sei die Strafe Gottes dafür, wie es der reiche Kaufmann in Hechingen gemacht hatte, der ihr deshalb die geringe Arbeit entzogen, welche sie bei ihm gehabt hatte; — aber wie gern sie es auch verschwiegen, so mußte sie doch mit der Sprache heraus. So erzählte sie denn Alles, wie sie heiße, wo sie wohne und wie sie um ihren Mann gekommen sei, und der Doktor hörte aufmerksam zu und nahm eine Prise über die andere mit großem Eifer, als wolle er damit seiner Nührung und den Thränen wehren, die ihm deshalb doch in die Augen kamen. — „Nun, wenn es so mit Euch steht,“ sagte er, „da wollen wir auch schon sehen, ob nicht zu helfen ist. Ich habe zwar auch just nicht viel, aber wenn ich's nach Stuttgart schreibe, so ist doch noch genug in den Kassen der Demokraten, eine arme Wittwe zu unterstützen, die ihren Mann im Felde verloren hat. Hier, nehmt dies einstweilen als eine Abschlagszahlung, und dann verlaßt Euch auf mich. Ich werd's schon machen.“ — Er reichte ihr einen Kronenthaler. „Nehmt, nehmt, Frau,“ sagte er fast unmüthig, als sie sich weigerte; „das ist kein Almosen, das ist nur eine kleine Zahlung auf das, was Euch die Demokraten schuldig sind, und ich bin ja auch einer, ja, ganz gewiß.“ — In diesem Augenblick pochte es an das Fenster; der Briefbote stand draußen. „Da bring' ich Euch ein gutes Weihnachtsgeschenk, Herr Doktor,“ sagte der Mann, den Brief hineinreichend. — „Hm, hm, . . . an mich? . . . Inliegend ein Wechsel von fünfhundert Gulden,“ brummte der Doktor, den Brief von allen Seiten anschauend, als wolle er sehen, ob die Adresse auch richtig sei. „Wer schickt mir das viele Geld?“ Es mußte etwas Kurioses darin stehen und auch ein langer Brief sein, denn er las wohl eine Viertelstunde daran und mehr; dann aber wendete er sich wieder zu Marie: „Das ist eine gar seltsame Geschichte,“ sagte er, die Frau nachdenklich durch seine Brille betrachtend. „Andres . . . Andres . . . der Namen und Alles trifft sonst zu . . . So sagt mir doch einmal, liebe Frau, es ist heut' Weihnachtsabend; wißt Ihr Euch noch zu besinnen, wo Ihr heut' vor einem Jahre gewesen?“ „Gewiß, Herr Doktor, ich war daheim in der Stube,“ antwortete sie ver-

wundert. — „Und ist Euch da nicht etwas Besonderliches passiert?“ — „Doch, Herr Doktor,“ sagte sie verlegen; „es kam da ein fremder Mann zu mir, es war eigentlich kein Bettler, aber es war auch kein rechter Räuber, denn er nahm mir nicht Alles, sondern war zufrieden, als ich ihm einen Rock von meinem seligen Manne gab und einen Gulden, das Stückchen Brod nicht zu rechnen. Ach, es war ein rechter Unglückstag für mich.“

Dem alten Herrn schien die Geschichte großen Spas zu machen, denn er fragte nach allen Einzelheiten derselben. Sie mußte ihm Alles haarklein erzählen, und als sie endlich damit fertig war, sagte er mit gemüthlichem Lächeln: „Nun aber denkt Euch, Frau, wenn ich Euch sage, daß dieser Brief hier eben von diesem Räuber ist, der mir schreibt, ich solle Euch aufsuchen und Euch, weil Ihr ihm glücklich durchgeholfen habt, die fünfhundert Gulden in seinem Namen geben, die dies Stückchen Papier hier werth ist.“ Und damit hob er den Wechsel in die Höhe, der in dem Briefe gelegen, ihn der Marie zu zeigen, welche mit offenem Munde dasaß und weiter nichts hervorbringen konnte, als: „Fünfhundert Gulden!“ — „Ja wohl, fünfhundert Gulden, hier steht's geschrieben, und wenn Ihr das Stückchen Papier nach Stuttgart schickt, könnt Ihr schon morgen das Geld haben.“ — „Herr Doktor,“ sagte Marie hastig und zitternd, „gebt mir von dem Gelde den Gulden, den mir der Mann genommen, und sechs Gulden für den Rock, das war er gewiß werth, das macht zusammen sieben Gulden, mehr mag ich keinen Kreuzer von dem Gelde, das doch unrecht erworbenes Gut ist. Vielleicht klebt gar Blut daran!“ — Wie sie das sagte, fing der Doktor laut an zu lachen, daß die Marie ordentlich einen Schrecken bekam und meinte, sie müsse wohl etwas sehr Dummes gesagt haben; endlich aber sprach er: „Nein, wir wollen nicht weiter darüber streiten, Frauchen; das ist ein gar schöner, frommer Glaube, den Ihr da ausspricht, obwohl er in der Wirklichkeit nicht Stich hält; was nun aber dies Geld anbetrifft, so mögt Ihr's nur ohne Bedenken nehmen, denn der Räuber ist ein ganz guter Freund von mir.“ — „Ein Freund von Ihnen, Herr Doktor?“ sagte Marie, den Mund aufreißend.

Sie konnte gar nicht meinen, daß sie recht gehört habe. — „Ja, ein Freund von mir; seht Ihr, da steht's oben drüber geschrieben: Lieber, theurer Freund! Und wenn Euch das Wunder nimmt, will ich's Euch nur sagen, daß er allerdings kein gewöhnlicher Räuber gewesen ist, sondern einer von den Demokraten, die in Bruchsal gefessen haben, und der aus dem Gefängniß entsprungen ist ohne Geld, ohne Hilfsmittel. Fast vierzehn Tage hat er sich in den Bergen herumgetrieben, da er die Gegend nicht kannte, bis er endlich glücklich den Bodensee erreichte, und in die Schweiz hineingekommen, jetzt aber nach Amerika hinüber ist. Es waren fast drei Tage, daß er nichts gegessen hatte, als er bei Euch in die Hütte trat, aber zu erkennen wollte er sich nicht geben, sondern hat, wie es scheint, seine Rolle gut gespielt. Er läßt Euch auch um Entschuldigung bitten wegen des Schreckens, den er Euch eingejagt, und das Geld könnt Ihr ganz ruhig behalten, er ist ein reicher Mann und treibt das Räuberhandwerk nur so ausnahmsweise.“ — Der Marie rollten die heißen Thränen über die Wangen, während der Doktor so sprach. „Fünfhundert Gulden,“ sagte sie endlich schluchzend, „lieber, guter Gott, mein kleiner Andres wird nun nicht sterben.“ — „Ach, was sterben!“ polterte der Doktor in gutmüthigem Unwillen heraus; „er wäre auch nicht gestorben ohne das Lumpengeld da. Meinest Ihr denn, ich hätt' es mit angesehen, wie der hübsche Junge so allgemach dem Grabe entgegengegangen wäre? Nein, Frau, und ich wollt's Euch schon vorher sagen, ehe der Brief angekommen ist, ob Ihr nicht Eure alte Hütte verlassen und zu mir ins Haus kommen wollt. Mein Schwiegersohn ist auch drüben in der Schweiz und darf nicht heimkommen, und meine Tochter will aufs neue Jahr zu ihm, ich kann sie nicht halten, und da brauch' ich eine ordentliche Person für mein Hauswesen, denn der kleine Knirps, die Elisabeth da, die sie mir hier lassen wollen, ist ein Springinsfeld, auf den kein Verlaß ist.“ — „Oho Großvater! Ein kleiner Knirps meinst du!“ sagte die kleine Blonde und hob sich auf den Fußspitzen; „weißt du nicht, daß ich nächste Ostern fünfzehn Jahre alt werde!“ — „Nun, das ist auch was Recht's!“ lachte der Alte; „aber wie steht's mit Euch,

Frau Andres, wollt Ihr kommen?“ — „Fragt Ihr noch, Herr Doktor,“ sagte sie vor Freude weinend. „Ach, lieber Gott, ich bin ganz konfus und wirr im Kopfe von all dem Glück.“ — „Gut also, das wäre denn abgemacht!“ meinte der Doktor, ihr die Hand reichend. „Morgen früh mögt Ihr heimgen, das Alles zu besorgen, was Ihr zu thun habt. Heut' Abend bleibt Ihr hier bei mir, denn es ist zu spät, um nach Haus zu gehen; widerspricht nicht erst lange, . . . Ihr bleibt hier und der Knabe auch.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und Marie blieb mit der kleinen Elisabeth zurück. Draußen brach schon der Abend herein durch die Fenster, und die Glocken des Dorfes läuteten die Weihnacht ein. Die Elisabeth plauderte mit dem kleinen Andres, der von der Mutter Schooß herabgestiegen war, und die arme Marie weinte still und freudig in sich hinein. Da ging wieder die Thür auf, und der Doktor trat ein, und mit ihm eine hübsche, rüstige Frau, das war seine Tochter, der Elisabeth Mutter, und zwei Kinder, ein Bube und ein Mädchen, kamen mit ihr; die grüßte die Marie freundlich und nahm den kleinen Andres bei der Hand und führte sie Beide in des Doktors Wohnzimmer. Da stand auf dem Tische ein Tannenbaum mit hellbrennenden Lichtern und die Weihnachtsgeschenke für die Elisabeth und für die andern Kinder lagen darum her. An einer Stelle aber lag ein Brief und der Wechsel über die fünfhundert Gulden darauf; das war für die arme Marie, daneben eine warme Tuchjacke, die hatte erst des Doktors Enkel bekommen sollen, jetzt aber war sie für den kleinen Andres bestimmt, daß sich der auch freuen möge in dem allgemeinen Jubel. Die hübsche, rüstige Frau aber sah doch etwas wehmüthig drein und sagte bloß: „Ach, wenn doch nur auch der Karl hier wäre!“ Das war nämlich ihr Mann, der jetzt in der Schweiz ist.

Nun, dieser Wunsch ist zwar nicht in Erfüllung gegangen, aber doch ist sie jetzt bei ihm; sie kam gerade den ersten Tag nach Neujahr in St. Gallen an mit den beiden kleinsten Kindern, die Elisabeth ist bei dem Großvater geblieben. Die Marie und der kleine Andres sind bei dem alten Dorfarzt geblieben und Knabe und Mutter erholten sich schnell.

Ein ergreifender Auftritt.

Der Sohn eines alten, unerschütterlich braven Mannes in Frankreich kam in den Verdacht, einen reichen, jungen Mann, der sich bei einem Geschäftsfreunde seines Vaters befand, aus Eifersucht erschossen zu haben. Der Leichnam ward gefunden und der angebliche Mörder, dessen Schuld sicher zu sein schien, ergriffen.

Als er eingebracht wurde, hatten sich auch die alten, unglücklichen Eltern eingefunden, um den Sohn noch einmal zu sehen. Sobald die Mutter denselben erblickte, rief sie laut aus: „Mein Sohn, mein lieber Sohn!“ und wollte ihn mit ihren Armen umschlingen; der Vater aber hielt sie zurück und sagte: „Mutter, jetzt nicht; erst müssen wir wissen, ob wir ihn unsern Sohn noch nennen können oder ob wir einen Mörder vor uns haben.“ Dann wandte er sich an den Gemeindevorsteher, während die Polizeidiener den Gefesselten umgaben, und sagte: „Ich bitte um weiter nichts, als ihm in das Gesicht sehen und ein paar Worte mit ihm reden zu dürfen; dann werde ich selbst sagen, ob er schuldig sei oder nicht.“ Die Erlaubniß konnte nicht wohl verweigert werden. Der Vater trat an den Sohn heran, die Anwesenden bildeten einen Halbkreis um die Gruppe und Aller Herzen klopfen hörbar.

Da streckte der alte Mann die Hand aus und sagte: „Seid alle Zeugen, die ihr hier steht, was ich ihn fragen werde und was er antworten wird. — Vor der alten Frau da, die deine Mutter ist, — vor dem weinenden Mädchen da, das deine Braut ist, — vor dem würdigen Geistlichen, der dich zum Christen gebildet hat, — frage ich, dein Vater, der dir von Kindheit an die Liebe zur Wahrheit und den Haß gegen die Sünde, vor Allem gegen die Lüge, eingepflanzt hat, frage ich dich hier, Bernhard, wie dich Gott da oben einst fragen wird: Bist du schuldig oder unschuldig? Dabei sah er den Sohn mit einem Blicke an, der in den tiefsten Tiefen des Herzens zu lesen schien.

„Vater“ . . . begann der Beschuldigte, aber der Alte unterbrach ihn und sagte:

„Nimm dir Zeit — übereile dich nicht, damit dein Herz nicht in den Abgrund des Ver-